

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1906

143 (23.6.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 25

Ver sorgt.

Von Eduard Wilde.
Aus dem Eftnischen überfetzt vom Autor.
(Nachdruck verboten.)

I.
Eine jener Trauungen, die viel boshafte Neugier erwecken. Ein Summen in der Kirche wie im Vienentorbe. Frauen und Jungfrauen, zahllose alte und blühende junge, Heiratstünge und eheüberdrüssige, liebende und solche, die geliebt haben oder es noch wollen, alle sind sie gekommen. Sie sind gekommen wie die Spägen, die neugierig freisich einen vom Habicht gepackten Genossen umschauen. Sie sind gekommen um zu trüffel zu bedauern, zu beneiden, zu belachen. Anlaß gibt's nämlich zu allem. Denn man denke sich: er fünfundsiebzig, sie kaum achtzehn! Er mit einem Fuß im Grabe, ihr Großvater könnte er sein — sie trägt mondlucht noch ihr Konfirmationshemd! ... Des lieben Geldes wegen natürlich! Er ein Mann von mindestens fünfzigtausend, sie eine barmherzige Waise. ... Sie ist ja nicht blind und nicht dumm, die kleine blonde Näherin! Naedliche Gebärde pflegen bald einzuführen. Und deckt ihn nach einigen Fährten der grüne Käse, so wird sich schon alles finden. Reich bleibt eben reich. Sammet und Seide, Aufstehen und Pferde, ein Leben in nie geahntem Liebesfuß und immerhin Tadeln, um die man einen alten Narren in den Kauf nehmen kann. Besonders wenn man eine hungernde Näherin ist. ...

Die Orgel beginnt leise zu spielen. Der Geistliche erscheint. Bewegung! Aller Augen richten sich nach der Haupttür, in welcher der weiß-schwarze Brautjung sichtbar wird. Voran das Brautpaar. Aus der wallenden Schleierwolke über schimmernder Seide schaut ein junges, maagres Antlitz hervor, beinahe ängstlich; es ist von gelblicher Wäße mit einem rührenden Juae von Vitterkeit um den Mund. Die großen grauen Augen haben einen fast milden Ausdruck. Man merkt nicht viel von Siegesfreude an ihr. Man ist etwas enttäuscht. Sie heuchelt natürlich. ... In ihrer Seite der greise Bräutigam. Kaum berühren ihre Fingerlötchen seinen Arm. Sie hat ihn ja ohnehin. ... Er geht in nagelneuen schwarzen Frack, der um seinen dürren Körper mit der eingedrückten Brust und dem gebeugten Nacken ironische Falten wirft. Sein hoher, kahler Schädel, von einem schmalen Kranz ergattert, glänzt auf wie Eisenblei im gelben Schein der Kronleuchter, und die bläulich-rote, dicke Nase steck gleich einem dunkeln Zapfen in dem großen, rutzigen Gesicht. Er schreiet ein wenig unklug, mit eingebogenen Knien, indem er seine riesige, gewaltiam in den weißen, gepflanzten Handglohn gezwängte rechte Hand mit gepreuzten Fingern an seinen Leib drückt.

Es folgt der heitere Zug der Marfchälle und Brautjungfern — Frack, Hflüder, lichte Hoben — darauf eine buntegeige Menge von älteren und jüngeren Hochzeitsgästen, verschiedene Gesellschaftsklassen in städtischen Kleidern und in Anzügen von hausgewebtem Stoff, Frauen in Hüten und Hauben.

Der Pastor geht dem Zuge einige Schritte entgegen, um den Einzug des Brautpaares zu segnen. Am Altar drängt sich alles dicht zusammen, dem Brautpaar möglichst nahe, während der feierliche Kantus des Kirchenchors mit des Küsters freigeichem Paß den weiten, dunkleren Raum durchstirnt. Die kleinen stauffarbenen Augen des beleibten Pfarrers schweifen kühl und ruhig vom Brautpaar zu den Hochzeitsgästen, über diese hinweg zur Masse der zshelnden Neugierigen. Nach vielen vorbereitenden Mundbewegungen beginnt er seine Ansprache, die sich, da der Bräutigam reich ist, sehr in die Länge zieht und Herzlichkeiten enthält, welche mit dem kalten Hand, der von des Pastors strenger Pshygnomie ausgeht, in recht sonderbarem Widerspruch stehen.

Jetzt, wo die beiden im vollen Kontrast ihrer Ergehungen, mit ihrer Jugend und ihrem Alter, mit ihrer Schönheit und Häßlichkeit, aller Augen preisgegeben sind, entladen sich erst die übervollen Herzen der lieben Nähesten in ägenden Kritiken. Wäke weiblichen Leides überziehen gleichsam mit haubigen Spinnweben das kostbare Hochzeitskleid der Braut; Worte billigen Spottes klatschen auf die Nase des Bräutigams nieder und ein stehendes Wispeln von Ohr zu Ohr.

„Und wäre er ein Kröfus — niemals! ...“ jähzelt eine bejahrte Jungfrau, mit kaltenreiehem Munde, der an eine zugebundene Sacköffnung erinnert.

„Sich so wegzuworfen, sich mit Leib und Seele zu verkaufen für Geld — entseßlich!“ grault eine andere.

Eine dicke Kaufmannsrau, die neben ihnen steht, trüffel — wohl aus Abneigung gegen alte Jungfern — etwas vom Fuchs, dem die Trauben zu hoch gegangen, und lobt mit überlegener Miene den praktischen Sinn der kleinen Näherin, die da wisse, was Reichtum im Leben zu bedeuten habe.

Zwei Mädchen, beide noch sehr jung, mit lächelnden, erregten Gesichtern, klüffeln miteinander:

„Wird sie den küssen mögen?“
„Fui, ich nicht!“

*) Eftnische Redewendung.

Gebiete haben insbesondere die französischen Gelehrten Mariller und Combemale lange Versuchsreihen gemacht. Aber auch durch andere Mittel kann Keimverderbnis eintreten. Bei Keulen und Buppen haben z. B. Herrisfeld und Standfuß dauernde Versuche in den Vertheilungseigenschaften der ausgeklüppelten Schmetterlinge dadurch herbeigerufen, daß sie dieselben einer bedeutenden Säure oder Hitze aussetzten. Wasmann, der bekannte Jesuit und Naturforscher, welcher die Descendenzlehre anerkennt, hat gezeigt, daß auch mechanische Störungen in der Entwicklung des Embryos zunächst zu pathologischen Produkten und dann später zu Keimverderbnis führen können. Er hat bei Ameisen infolge einer Art Gasterverhältnis mit gewissen Käfern die Bildung entarteter Individuen nachgewiesen. Das ist bei denjenigen Ameisen der Fall, welche die Larven und die Käfer erzeugen und einen von den Saardrüsen des Käfers abgesonderten Saft sehr begehren und ableden. Aber auch in solchen Fällen ist eine Regeneration der degenerierten Ameisen nachgewiesen worden, sobald die keimverderbenden Umstände ausgeschaltet wurden.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Ein unbekanntes Gedicht von Heine. In der Vierteljahrsschrift für deutsche Literaturgeschichte veröffentlicht Professor A. Englerk Verle aus einem bis dahin unbekanntem Heineschen Gedicht. Es ist der Anfang eines im September 1855 in Nordern verfaßten Gedichtes zum Geburtsstag der Tante des Dichters, Frau Betty Heine, das „Sonnenaufgang“ betitelt und ganz in dem freien Rhythmus der „Nordsee Bilder“ gehalten ist. Das Gedicht ist ein Exemplar des zweiten Teiles der „Meißelbilder“, von Heine selber hineingeschrieben und der Witwe von Karl Heine, mit der er damals sehr befreundet war, und die später seine erbiterte Feindin wurde, gewidmet. Es lautet:

„Sonne, purpurborene,
Glänzend im Glanz der Rubinenkron',
Steigt du empor
Aus deinem Palaß von Kristall;
Vor dir, wie Blumenmädchen am Feittag,
Langen die jungen Morgenlichter
Und streuen dir Rosenblätter,
Und unter Triumphportalen
Gewölbt aus Wolkenmarmor,
Wandelst du siegreich
Ueber die leuchtende Wasserbahn,
Und wohin du gelangst,
Entfließt die Nacht
Mit häutigem Schattenschritt,
Und lüchgeweckt erschließen sich freudig
Die bunten Augen der Blumen
Und die lieben Herzen der Menschen,
Und aus den grünen Dornen erschallt
Besiederte Jubelmusik.“

Statistisches.

Die verschiedenen Völler als Brotesser. Der Statistiker Sunborg hat berechnet, wie viel Brot die einzelnen Völler im Jahr verzehren. Danach war bis zum Jahre 1880 der Franzose mit einem Verbrauch von 265 Kilogramm der größte Brotesser; dann folgte der Däne mit 256, der Belgier mit 240, der Deutsche mit 211, der Schweizer mit 205, der Holländer mit 201, der Russe mit 173, der Oesterreicher mit 155 Kilogramm usw. Am wenigsten Brot aß der Portugiese, nämlich nur 102 Kilogramm jährlich. Im vorigen Jahrzehnt hat sich dann der Geschmack oder der Wohlstand, oder wovon die Höhe des Brotgenusses sonst abhängen mag, wesentlich geändert. Jetzt nämlich steht der Brotverbrauch in Dänemark am höchsten mit 287 Kilogramm pro Jahr und Kopf; an zweiter Stelle steht Belgien mit 274 Kilogramm und Frankreich mit 264 nunmehr erst an dritter. Der Deutsche ist jährlich 230 Kilogramm und hat damit die vierte Stelle behauptet, und wiederum folgt ihm der Schweizer mit 212 Kilogramm.

Allerlei.

Malheur hatte eine ältere Frau auf dem Hauptmarkt in Nürnberg. Als sie, beladen mit Gemüse usw., den Heimweg antreten wollte, verlor sie — o Schrecken! — die Unterhose. Die peinliche Situation wurde dadurch abgebrochen, daß die Unglückliche in der Frauenkirche, der Stätte, wo alle Mühseligen und Beladenen Aufnahme finden, Unterhose fand, bis sie die Unterhose wieder festgebunden hatte. Unter dem Gelächter der Passanten meinte die Frau:

„Su gahst's mit dema neua Sach'n, dou kennst di nit aus, mei alta Unterhuf'n hob ih mei Lebtag no nit verlurn und bin ditz 52 Zauer olt!“

Friedrich II. und die Majestätsbeleidigungen. König Friedrich II., genannt „der große“, muß sich noch heute, wo sich sein Todestag zum 120. Male jährt, häufig genug als Vorbild religiöser Toleranz zitieren lassen. Mit dem gleichen Rechte könnte der große König aber auch als Beispiel herangezogen werden für die Art, wie man damals am preussischen Hofe über Majestätsbeleidigungen dachte. In dem eben erschienenen achten Bande der von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Acta Borussiae findet sich auf Seite 785 folgende Kabinettsordre an den Staatsminister v. Danneberg:

„Rolsdam, den 30. Juni 1750.

Da ich aus Cuern Bericht vom 24. ds. mit mehreren ersehen habe, wie ein jehiger Reflor zu Schmigel in Polen, Namens Kusner, vor einigen Jahren in der Trunkenheit sich vergangen, daß derselbe sich verschiedene unbefonnene Expreffionen über mein Sujet entlassen lassen, und was für eine Beschaffung ihm durch den Criminalsenat in Berlin zuerkannt werden soll, so ist Euch darauf zur Resolution, daß weil dieser Mensch durch die Trunkenheit in die elende Ill-

stände geseht worden, daß er ferner Vernunft gar nicht mächtig gewesen und deshalb allerhand unbefonnenes Zeug ausgesprochen hat, so mehr zu verachten als zu bestrafen ist, so demselben die ihm diktierte Strafe gänzlich erlassen will, dergestalt, daß er desfalls nicht einmal einige Geldbuße erlegen, sondern zum höchsten mit einem Verweis und Verwarnung, sich hinfüro vor dem Tranke zu hüten, abgefertigt werden soll. Ihr habt also hiernach das geschöze zu verfügen; zu dem Ende Ihr oben angeführtes Gutachten des Criminalsenats hierbei zurückzuempfangen und solches zu reponieren habet.“

Die Majestätsbeleidigungsprozesse waren vor 156 Jahren trotz dieser Toleranz nicht häufiger, sondern seltener wie heutzutage.

Eine lustige Szene spielte sich dieser Tage in einer Sitzung des Stadtverordnetenkollegiums der industriereichen Kreisstadt Gagen ab. Einer der Stadtväter referierte über die Benennung neuer Straßen und führte aus, daß sich die Aerzte sehr geehrt fühlen würden, wenn drei Straßen die Namen Schöning, Koch und Königenstraße erhalten würden. Unter stürmischer Heiterkeit führte hierauf ein anderer Stadtverordneter aus, daß alle drei Straßen Zugangstrotzen zum Friedhof bildeten und es daher sehr zweifelhaft sei, ob sich die Aerzte durch die vorgeschlagenen Benennungen besonders geschmeichelt fühlen würden.

Der Dursttod. Dr. Mac Gee hat vor der ärztlichen Gesellschaft in St. Louis Beobachtungen über den Dursttod beschrieben, die er in der Wüste von Arizona zu machen Gelegenheit gehabt hatte. Er traf dort auf einen Negitaner, der sich in der Wüste verirrt gehabt und acht Tage lang keinen Tropfen Wasser genossen hatte. In einem betäubungsbereiten Zustande war er etwa 170 Kilometer gegangen und schließlich halb tot an das Lager von Dr. Mac Gee gekommen, wo er nur mit großer Mühe zu einem eigentlichen Leben zurückgebracht werden konnte. Es gibt unter den bis jetzt bekannten medizinischen Beobachtungen über den Durst drei Arten, nämlich den physiologischen Durst, den Durst als Krankheit und den Durst in extremis. Den letztgenannten bezeichnet er als eine Art von lebendigem Tod, indem dabei die Gewebe von unten auf infolge der Eindringung des Blutes und der Störung des Kreislaufes absterben. Es kommt vor, daß dem Opfer die Zehen abfallen, ohne daß dabei Blut austritt, weil sich dieses oben kaum noch in flüssigem Zustande befindet.

Die Wirkung des Blutes ist, soweit der Mensch in Betracht kommt, eine verschiedenartige. Häufig wird der vom Blutz Betroffene durch Lähmung des Nervensystems gelähmt, in anderen Fällen aber nur gelähmt oder gar nur betäubt. Durch künstliche Atmung, d. h. durch eine Behandlung, wie sie gewöhnlich bei Ertrunkenen angewandt wird, gelingt es zuweilen, scheinbar Getötete dem Leben wiederzugeben. Da die Dauer des Blutes eine außerordentlich kurze sein kann, die Fortpflanzungsgeschwindigkeit aber nur 30 Meter in der Sekunde beträgt, da ferner nach Helmholz eine Zehntelsekunde zur Herstellung des Bewußtseins erforderlich ist, so hat man bei einem Blutzschlag kein Gefühl. Der Tod tritt ohne einen Moment des Schmerzes bei plötzlichem Aufhören der Empfindung ein.

Selbsthilfe.

Von Ludwig Pfau.

Wenn nichts mehr hilft, wenn gar nichts mehr Erreitet und verjängt,
Hat uns der Herr die blanke Wehr
Als Rechtsbrief umgehängt.
Er gab der Nase ihren Dorn
Und Galle jedem Mut,
Er gab dem Mann den heil'gen Zorn
Und die gerechte Mut.

Wohlan! Das Spiel ist nicht zu End',
Ihr Schergen groß und klein!
Verlöschet erst am Firmament
Den Sonn- und Mondenschein;
Wast aus am Himmel Stern um Stern —
Solang das Licht noch wacht,
Wird's immer wieder Tag, ihr Herrn,
Auch nach der schönsten Nacht.

Lacht sehn, ob ihr im Wetter dann
Vor unserm Zorn besteht —
Den Dorn für euch! Wenn's wieder an
Ein Rosenbrechen geht.
Mit stählern Federn schreiben wir
Den Freiheits, daß euch's graut.
Mit roter Tint', statt auf Papier,
Auf eure Geshhaut.

Humoristisches.

Ein guter Gedanke. Bruder Studio: „Euer Stadtpark ist eine merkwürdige Gegend: Am Eingang ist das Hausieren und Mitbringen von Hundst verboten, auf dem Hauptweg alles Reiten, Fahren und Nichttreiben, im Restaurant das Betteln, hier am See das Baden — liebes Confinden, wollen wir uns da nicht wenigstens mal ordentlich küssen?“

Ein toleranter Skeptiker. „Sind Sie musikalisch, mein Fräulein?“ — „Ja, spiele Klavier.“ — „Nun, das ist ja noch kein absoluter Beweis.“

Ahnungsvoll. Michel (dessen Vater eben zum zweitenmal geheiratet hat): „Boda, mißlassen ma uns von der zweiten Mutter eh soviel g'all'n lass'n mia von der ersten?“ (Mega Klätter.)

Buchverlag und Verlag des Volksfreund, G. u. C. v. E., Karlsruhe i. B.

„Nein, ich auch nicht!“
Sie kichern in ihre Taschentücher hinein. Darauf eine der andern tief in's Ohr:

„Wie wird sie schlafen bei ihm!“
Sie plagen beide heraus, die lieben, unschuldigen Backfische, denen es zu Hause verboten ist, Romane zu lesen und nachdem sie ihren Lachkrampf bewältigt, heften sie ihre jünnlich-dreieigen Augen mit einer Zudringlichkeit an das bleiche, ernste Gesicht da am Altar, daß es ein Stechen und Zuden empfindet und ein großer, fast stehender Blick sucht die graufamen abzuwehren.

Das Ehegelübde mit dem Wechseln der Ringe.
Den Näherstehenden entgeht es nicht, wie die schmale Hand der Braut bestig zittert und ein Blick fieberhafter Angst flüchtet einem jungen Manne zu, der als Bruder der Braut und Marschall ganz in ihrer Nähe steht. Derselbe scheint in die Betrachtung irgend eines Mädchengesichts drüben im Publikum vertieft zu sein, wobei er mechanisch an seinem steif-gemischten schönen Schürzband dreht; plötzlich gewahrt er den stehenden Blick der Braut, winkt ihr brüderlich zu und lächelt vergnügt. ... Etwas wie ein gewaltiam unterbrüdes, mit den Zähnen zurückgehaltenes Schluchzen wird vernehmbar. Man gloyt die Braut gutmütig an. Bräute weinen stets. Aber nein, man hat sich geirrt. Sie weint nicht. Ihre Lippen sind fest aufeinandergepreßt, ihre Züge ruhig — sie weint nicht. Sie antwortet dem Geistlichen mit einem vernehmlichen Ja und verspricht, ihn zu lieben, den alten Mann an ihrer Seite und Freund und Leib, Glück und Unglück mit ihm zu teilen; sie erkennt ihn an als ihren Gebieter und es soll sie niemand scheiden, bis daß der Tod sie scheidet. ...

Für unsere Frauen.

Gebäude der weiblichen Arbeitskraft.

K. In einem vorhergehenden Artikel haben wir in allgemeinen Umrißen die Statistik der weiblichen Erwerbstätigen behandelt und weiterhin darauf hingewiesen, daß ihnen durch den Buchstaben des Gesetzes allerdings ein begrenzter Schutz gewährt wird. Im nachfolgenden sei an Beispielen erläutert, daß dieser Schutz tatsächlich nur ein theoretischer ist, weil es der Wehrzahl der Unternehmer aus eigenem Antriebe nicht einfällt, die in Betracht kommenden gesetzlichen Bestimmungen auch nur anzusehen, geschweige denn auf ihre Durchführung zu achten. Die Unternehmer fühlen sich recht sicher unter dem jetzigen Zustande.

Der Mangel an Gewerbeaufsichtsbeamten, vor allem das so gut wie vollständige Fehlen von weiblichen Beamten, macht eine hinreichende Kontrolle und zwangsweise Durchführung der gesetzlichen Vorschriften fast unmöglich. Daher kommt es, daß zumest die Bestimmungen, die für Leben und Gesundheit der Arbeiterinnen und zur Aufrechterhaltung von Sittlichkeit und Anstand gelten, nur auf dem Papier stehen.

Abst. 3 und 4 des § 120b der Gewerbeordnung verlangen z. B.: „In Anlagen, deren Betrieb es mit sich bringt, daß die Arbeiter sich umkleiden und nach der Arbeit sich reinigen, müssen ausreichende, nach Geschlechtern getrennte Ankleide- und Waschräume vorhanden sein. Die Bedürfnisanstalten müssen so eingerichtet sein, daß sie für die Zahl der Arbeiter ausreichen, daß den Anforderungen der Gesundheitspflege entsprochen wird und daß ihre Benutzung ohne Verletzung von Sittlichkeit und Anstand erfolgen kann.“

Bezüglich der Ankleideräume sieht es nun sehr schlecht aus. Den Textilbetrieben ist eine solche Einrichtung vielfach völlig unbekannt. In der Spinnerei Vorwärts in Bielefeld müssen circa 300 Arbeiterinnen ihre Kleidung in den Arbeitsräumen zwischen den Maschinen wechseln, während zur selben Zeit die Arbeiter und Angestellten ungeniert ihren Obliegenheiten nachgehen. An Bedürfnisanstalten, deren Benutzung ohne Verletzung von Sittlichkeit und Anstand ermöglicht werden soll, stehen diesen circa 300 Arbeiterinnen nur zwei zur Verfügung, die außerdem noch von den jugendlichen männlichen Arbeitern benutzt werden.

Kaltlose und völlig ungefederte Verhältnisse sind auch in einer ganzen Anzahl chemischer Wäschereien und Plättereien in Köln zu bemerken. Häufig führt die mit der Arbeit verbundene Hitze Ohnmachtsanfälle unter den schlecht entlohten und daher nur mangelhaft genährten Arbeiterinnen herbei. Dann sieht den Armen vielfach als Erholungsraum nur der Abort zur Verfügung. Ein Skandal, der sowohl der Humanität wie auch der Sittlichkeit und dem Anstand ins Gesicht schlägt.

In einer Abtrotfabrik zu Seidenau müssen die Arbeiterinnen direkt um Erlaubnis fragen, wenn sie zum Abort wollen. Verlassen sie ohne Erlaubnis die Maschine, so haben sie 25 Pf. Strafe zu zahlen. In verschiedenen anderen Fabriken sind selbst verheiratete Frauen von den Meistern direkt vom Abort hergeholt worden, weil sie nach der „sachmännischen“ Ansicht der Letzteren zu lange ausgeblieben waren.

Eine Eisen- und Stahlgießerei in Gevelsberg kommt der Forderung von nach Geschlechtern getrennten Ankleide- und Ankleideräumen in der Weise nach, daß sie jeden Mittag und Abend ihre Arbeiterinnen mit den Kleidern nach dem Abort marschieren läßt, um sich dort aus- und anzukleiden, weil eben zur selben Zeit die former der einzigen freitretenden Raum zum Waschen benützen.

In den Porzellanfabriken von Selb und Umgebung sind die Waschräume äußerst ungenügend, Handtücher fehlen vollständig, trotz der Be-

mung der bleibenden Masuren, die bei mangelhafter Reinigungsgelegenheit unbedingt zu Bleiberggüssen führen muß. Die Vorellanfabriken, speziell die Aftengesehäftsbetriebe, arbeiten mit riesigen Prozenten, die Aftengesehäftsbetriebe im letzten Geschäftsjahr 85 Proz., trotzdem langt's nicht zur Innehaltung der minimalen Arbeitermengenbestimmungen.

Ofi beprochen sind auch die äußerst „appetitlichen“ Zustände, die sich in der Branche der Nahrungsmittel breit machen. Eine Anzahl Marinierereien in A i e l stellt ihren Arbeiterinnen weber Räume, noch Waschbecken, noch Handtücher zur Verfügung. In S c h l u t t e r p, in einer Arbeiterkolonie, nehmen die Arbeiterinnen das Essen an den Pfannen ein, während einer oft 12—16stündigen Arbeitszeit, die durch feinerlei Pausen unterbrochen wird.

Weiterleben, und der guten Sitte widersprechend dürfte auch die Leibesdisziplin sein, die sich die Arbeiterinnen fast ausnahmslos in den Bonbon- und Schokoladenfabriken gefallen lassen, und die nicht immer von weiblichen Personen ausgeführt wird.

Die angeführten Verhältnisse gegen den § 120b der Gewerbeordnung sind wachlos aus der Fülle der Beschwerden herausgegriffen. In einem weiteren Artikel werden wir die anderen Paragrafen durchgehen und nachweisen, daß auch in bezug auf diese die Unternehmer ebenso skrupellos sind und die Arbeiterinnen alle Ursache haben, sich selbst mit zu arbeiten, um die Unternehmer zur Befolgung der gesetzlichen Vorschriften zu zwingen.

Naturgeschichtliche Volksmärchen.

Von Felix Linke.

(Nachdruck verboten.)
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche
Hier ist es getan!

Wenn wir zurückdenken an unsere Kinderzeit, da wir von den Sorgen des täglichen Lebens noch nichts wußten, da wir noch vertrauensvoll auf die Eltern blühten, die alle Tage alles für uns Genügsames bereit hielten, was wir brauchten, da wir ihre eigenen Sorgen noch nicht sahen, dann steigen schöne Erinnerungen in unserem Gedächtnis herauf. Es ist das Wunderland des Märchens, in dem die Poesie unsere kindliche Phantasie mit aller Eingebung und Leidenschaft hinführt. Wir brauchen nicht lange zu untersuchen, warum uns diese Art der Dichtung im Kindesalter so besonders nahe gestanden; ist doch die kindlich-einfältige Seele des primitiven Volkes und seines einfachen Lebens selbst der Grund, auf dem das Märchen erwacht. Deshalb wurzelt es so tief in des Volkes Sinn und Herz viel tiefer, als das meist viel wertvollere, künstlerischere und ästhetischer oft viel schönere Kunstmärchen. Der Eigenart des Märchens, das vorzugsweise eine einfältige Poesie des Herzens ist, das sich vornehmlich an das Gemüt wendet, in dem sich das Volk nicht so betruht aufbringt wie in der Fabel, der Eigenart des Märchens, durch seine bunten Bilder und mannigfachen Gestalten die Phantasie spielend zu beschäftigen und das Gemüt zu erfreuen, der Vorliebe für das Ungeheuer, Fessellose entspricht das dem Märchen eigentümliche Wunder, das oft, sogar meist, den Mittelpunkt der Märchendichtung bildet. Wenn auch dabei oft die logischen Gedankenverbindungen etwas traus durcheinandergerhen und die Naturgesetze geradezu auf den Kopf gestellt werden, so ist das Märchen doch nicht ohne Gesetzmäßigkeit, indem es festhält an dem Charakter der Welt, der handelnde Gestalten und wenigstens innere Folgerichtigkeit und Einheit fordert.

Daß wir in der Märchendichtung oft eine feinen sinnigen Naturbeobachtung begegnen, ist ohne weiteres klar, weil ihr Quell ein mit der Natur erbautes, sich an sie fest anknüpfendes Leben, das Volksleben ist. Es war daher ein glücklicher Gedanke, daß Herr Dr. Oskar D ä h n h a r d t sich der Mühe unterwarf, eine Sammlung „Naturgeschichtlicher Volksmärchen“ zu veranstalten, die vor etwa einem Jahre bei Teubner in Leipzig in zweiter Auflage erschienen ist. „Es sind Märchen, die eine Deutung geben wollen, warum eine Erscheinung entstanden oder warum sie gerade so entstanden ist, wie wir sie sehen.“ Diese „naturforschenden“ Märchen betreiben allerdings eine Naturforschung wunderbarer Art. Wenn man die Sammlung — die übrigens auch viele ausländische Märchen zum erstenmale in deutscher Uebersetzung enthält — durchsieht, dann erkennt man, daß das Kaufmännischebedürfnis zwar sehr groß ist, kann sich aber der Einsicht nicht erheben, daß die Begründung meist sehr schwach ausfällt. In zwei oder drei Endzweilen kommt gewöhnlich die oft nicht ganz unvermittelte Ruhanwendung auf die betreffende Naturerscheinung, wogu aber vorher eine ganz lange Geschichte erzählt wird. Das beruht, wie Herr Dähnhardt ganz recht bemerkt, allein auf der Liebe des Volkes zur Natur, deren Kenntnis nur gerade soweit reicht, wie die Liebe zu ihr. Der kleine Schritt von der Betrachtung zur Erklärung wird märchenhaft umhüllt, oft müssen sogar himmlische Autoritäten herhalten, weil eine wissenschaftliche Begründung zur Zeit der Entstehung der Märchen durchaus außerhalb der Volkswelt lag und bei dem gemeinen Manne als Tiftelei verpönt war. Auch die Logik ist sehr oft nicht die starke Seite des Märchens, ein unverkennbarer Mangel der Märchendichtung überhaupt. In der Dähnhardt'schen Sammlung sind ebenfalls einige derartige Märchen, auf deren Entstehung und Logik man sich kaum einen Vers machen kann. Ich erwähne nur die vom Wiedehopf und Hohn-dommel (Nr. 55) und der unebenen Fußhohle des Menschen. Diese Märchen würden zweckmäßig beschwinden. Auf diese inneren Unstimmigkeiten kann ich natürlich nicht näher eingehen. Im allgemeinen ist die Auswahl, die dieser große Arbeit verursacht hat, sehr gut. Ich habe darin einige mir bisher unbekannt Märchen von großer Schönheit und großem Gehalt gefunden.

Der Wert der Dähnhardt'schen Sammlung liegt einerseits in dem sittlichen Wert der guten Volksmärchen überhaupt, in denen das Gute liegt, das Schlechte und Böse unterliegen muß, andererseits in der Anregung, die die Kindesseele durch die Erzählungen empfängt, ferner in dem oft köstlichen Humor und darin, daß in ihnen das Schredliche, Grauenhafte, die finstere, tödliche und furchterregende Geister- und Dämmerwelt so gut wie ganz zurücktritt. Die poetische Vereinerung der Phantasie ist ebenbürtig zu untersuchen wie der erfrischende, derbe Volkshumor; die vor Lachen geplagte Bohne, die vom Schneider mit einem schwarzen

Baden zusammengenäht wird, der dicke, kuschige Schwanz des Fuchses, der Stummelschwanz des Bären und der Schildkröte, der Ringelschwanz des Schmeins, das schiefere Maul der Scholle usw. bieten sich dem Volkshumor als dantbare Objekte dar. Diese humoristische Wirkung wird noch unterstützt durch die vorzüglichen und vollständigen Bilder Schwimmbühnen, die durchweg sehr gelungen sind. Bei dem Bilde von dem am höchsten fliegenden Zaunföng sieht man ordentlich die ungeheure Höhe, zu der sogar die Sonne hinaufsteigen muß. Nur zu dem Bilde von der Scholle, die merkwürdigerweise platt schwimmt und deren Kopf infolge dessen auch falsch steht, möchte ich eine Ausstellng machen. — Der Druck des Buches ist schön groß und klar, der Einband sehr geschmackvoll, für die Kinderstube vielleicht etwas empfindlich. Dabei ist jedoch der Preis des empfehlenswerten Buches mäßig. (2,40 M. geb.)

Waldschulen.

In Dresden tagte jüngst der „Deutsche Verein für Schulgesundheitspflege“. Der erste Tag brachte eine sehr interessante Diskussion über Waldschulen, das sind Schulen für kranke Kinder, die mit den gefunden nicht Schritt halten können, aber doch eigentlich noch in kein Krankenhaus gehören. Ärzte und Schulleute haben solche Waldschulen in Norddeutschland gemeinsam geschaffen. Der Unterricht wird zum Beispiel in der Charlottenburger Waldschule nur in halbstündigen Lektionen erteilt. Alle halbe Stunden fünf Minuten, nach jeder ganzen Stunde zehn Minuten Pause. Länger als zwei Stunden hintereinander wird nicht unterrichtet. In einer Klasse dürfen nur 20, höchstens 25 Kinder sein. Der Lehrer ist den ganzen Tag mit den Kindern im Walde beisammen. Die Kinder kommen um 3/8 Uhr früh in die Waldschule und kriegen einen Becher Suppe und ein Butterbrot. Um 8 Uhr fängt für zwei Klassen der Unterricht an; die andere Kinder spielen. Um 10 Uhr bekommt jedes Kind einen oder zwei Becher Milch und ein bestrickenes Schwarzbrot. Um halb 1 Uhr wird zu Mittag gegessen. Jedes Kind erhält 100 Gramm Fleisch und 200 Gramm Gemüse oder Kartoffel, dem individuellen Verlangen entsprechend. Um 4 Uhr gibt's wieder Milch und Schwarzbrot, das diesmal mit Marmelade bestrichen ist. Um halb 7 Uhr vor dem Nachhausegehen wird Sauerbraten oder Rindfleisch mit Butter verabreicht. Die Kosten betragen für jedes Kind 82 Pfennige pro Tag.

In der Schule und beim Spiel sind Buben und Mädchen, Christen, Heiden und Juden beisammen. Die Gruppierung erfolgt nur nach pädagogischen Bedürfnissen. Vorläufig sind diese Waldschulen nur Sommer-schulen, doch wäre wohl auch die Ausdehnung auf milde Wintermonate möglich. Es gibt jetzt — nach dem großen Erfolg der Charlottenburger — Waldschulen in München-Gladbach, Mühlhausen im Elsaß und kürzlich ist die erste Waldschule in Schottland eröffnet worden. Bei manchen kranken Kindern ist auch für den Nachtaufenthalt zu sorgen. . . .

Die Medner, Stadtschulrat Kaufert, Professor Baginsky, Dr. Deunhof wiesen noch darauf hin, daß die Waldschulen mit den Waldholungsstätten nicht verwechselt werden dürfen. Chronisch leidende Kinder können überhaupt nur in den Erholungsstätten, ohne durch den Unterricht beschwert zu werden, Platz finden. In der Charlottenburger Waldschule wurden so günstige Unterrichtserfolge erzielt, daß der reguläre Uebertritt in die Volksschulen bei den meisten genesenen Kindern ganz leicht hergestellt werden konnte. In Charlottenburg stellen die Schulärzte fest, daß ungefähr vier Prozent aller Schüler walddschulbedürftig waren, das waren circa 800 Kinder. 240 Kinder waren heuer schon in der Waldschule untergebracht. . . . Soweit der Bericht aus Dresden. Das Thema würde auch in V a d e n eingehende Beachtung verdienen.

Auf der Huerbahn-Balz.

(Nachdruck verboten.)

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die freien Lüfte wehn,
Vögel singen, Bäche rauschen
Und die stolzen Tannen stehn.

Es war anfangs Juni, als ich hier heraufkam und da b a l z e n d i e A u e r h ä h n e noch. Schon im Aufstieg hat mir ein Begleiter, ein sehr loyalen Untertan, der immer einen gedämmten feierlichen Ton annahm, wenn er von Fürtlichkeiten sprach, den Baum gezeigt, auf dem der jugendliche Erbprinz von Fürstenberg seinen ersten Auerbahn schloß. Es ist nicht schwer, Auerhähne zu schießen, wenn man der Sohn eines Vaters ist, bei dem die Erbschaftsteuer von zahlreichen Millionen im Zwangsweg eingetrieben werden mußte. Nur gut zielen muß man können, aber auch das läßt sich lernen, besonders wenn man so viel freie Zeit hat, wie die Herren aus dem Fürstenstande. Das Auerhahn schießen hat mich nie interessiert, aber den Liebestanz dieses größten Vogels der deutschen Bergwälder zu sehen, dafür hätte ich schon lange einmal etwas gegeben, und jetzt bin ich ganz umsonst durch einen Zufall dazu gekommen. Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthalts hier oben im Schwarzwald kam eines Abends ein aufgeregter junger Mann, den ich hatte kennen lernen, zu mir gelaufen mit der Frage: Gehen Sie mit hinüber auf's Kanapee. Gerade hab' ich gehört, daß dort noch Auerhähne balzen. Im Mißverständnis zu vermeiden, möchte ich mitteilen, daß das Kanapee kein rothhaargepolstertes Ruhemöbel, sondern ein tannenbewachsener Gebirgsfattel am Feldberg ist. Die Augen des jungen Menschen leuchteten ganz, denn er war ein Jäger und das Jagdfever sah aus allen Knochenspielen seines Vodenmittels. Aber da er keine Hinte bei sich hatte, ging ich gern mit. Die Hinte ließ er mir deshalb zurück, weil das habliche Jagdgeschloß den Auerhähnen im Juni erlaubt, verlobt zu sein, ohne daß sie immer den Schrothagen eines Menschen bei ihrem Liebespiel befürchten müssen. Die große Balzzeit,

die auch zugleich die Schutzzeit ist, fällt in den Monat Mai. Die Hähne, deren Liebe den Wonnemond überdauert, dürfen ohne Risiko sich zum Weiblichen hingezogen fühlen und unter dem Schutze des Jagdgesetzes balzen. Der Liebestrieb der Auerhähne ist nicht nur beschränkt auf einige Frühlingstage im Jahr, sondern auch auf ganz bestimmte Tageszeiten. Frühmorgens, wenn die Schatten der Nacht sich heben und im Osten das Morgenrot glüht, und abends, wenn die Dämmerung sich über die Berge senkt, fliegt der Hahn zu seinem Standort, wie die Jäger sagen. Zwar ist der Auerhahn nicht ganz so raffiniert, wie gewisse australische Vögel, die sich für ihre Hochzeitstage ganz besondere mit Weiseln und Federn geschmückte Hütchen bauen, aber er wählt sich auch nach eigenem Geschmack einen bestimmten Baum aus, auf den er jeden Morgen und jeden Abend wieder fliegt, um von dort die Hennen zu loden. Diese Geschmacks-Idiosynkrasie wird ihm aber zum Verderben. Denn wenn der Auerhahn nicht immer auf den gleichen Baum zurückkehrte, so wäre es unmöglich, diesen vorliebigen Vogel „anzuspringen“, d. h. ihm auf Schutzweite nahe zu kommen.

Unter solchen Jägergesprächen kamen wir endlich hinüber auf's Kanapee und fanden den uns bezeichneten Platz. Es war schon etwa 6 Uhr und ein trüber, kalter Tag. Der Waldboden war noch kaum mit dem ersten Grün geschmückt, nur junge Farnen, deren Blätter noch aufgeschloßt waren wie Amonshörner, hatten da und dort schon das feuchte Winterlaub durchbrochen. Es war gerade nicht sehr einladend, sich so gemächlich einzurichten, daß man regungs- und wortlos ein bis zwei Stunden lang, vielleicht noch länger, sitzen oder liegen konnte. Ich habe schon auf den verschiedensten Kanapees aller Zeiten und Varnarten gelagert, aber noch nie so schlecht, wie auf diesem. Wir hatten uns zwischen höchstens mit den ersten Blättern dürrig geschmückten Gestrüpp von Waldböhlern auf einer Tede bündelings eingemischt. Nach einer Viertelstunde verlor ich in der hartesten Röhre ein leises Gespräch anzuhängen, denn es war mir herzlich langweilig geworden und ich verfluchte schon im Innern meinen langjährigen Wunsch, einmal einen Auerhahn balzen zu sehen. Mein Nachbar aber bereitete meinem dringenden Unterhaltungsbefürfnis durch einen nicht gerade gelinden Rippenstoß ein definitives Ende. Ich erinnerte mich jetzt wieder an seine von mir für übertrieben gehaltene Mahnung, mich unter allen Umständen zu verhalten wie eine Leiche. Sonst bekämen wir auf keinen Fall einen Auerhahn zu sehen. Ich übte mich also jetzt schon auf jenes Verhalten ein, das ich zweifellos einmal werde beobachten müssen, und das mir dann sicherlich weniger schwer fallen wird, als jetzt. Indessen, alles hat bekanntlich seine zueinanderwärtigen Seiten und auch die reuungslose Röhre, mit der man die Ankunft eines beliebigen Auerhahns abwarten muß, hat etwas Schönes und Großes an sich, das man aber erst langsam entdecken kann, wenn einmal die äußere Zappeligkeit der Muskeln und Nerven zum Stillstand gekommen ist. Man spürt ganz langsam, wie nur die allerfeinsten Nerven in Tätigkeit bleiben und es offenbart sich einem in diesem Zustande eine Welt, die man sonst überhört und übersehen. Zuerst steigt einem der herbe Erdgeruch in die Nase und man entdekt darin allerhand Variationen von faulendem Raub, duftendem Garz und dann das starke reine, aber gar nicht unangenehme Parfüm der Mutter Erde. Dann bringt der streichende Wind einem Gerüche von blühenden Frühlingspflanzen und ich kann besonders den schwülen Duft einer Orchidee, die in der Nähe stehen muß, unterscheiden. Dann fängt das innere Ohr an zu hören. Wie in Achtseltönen leise zitternd geht ein feines Wehen durch den jung belaubten Wald und die Nadeläste der Tannen. In der Ferne hört man die Klänge eines Wagens knarren und auf einem Hof schlägt ein Hund an, dann wird es wieder ganz still, bis ganz in der Nähe fast unhörbar die Blätter rauschen. Eine junge faum ausgeschlüpfte Eidechse mag da wohl ihren ersten Waldspaziergang unternehmen. Eine Spottdroffel drüben in dem kleinen Buchengebüsch übt sich im Nachahmen der Stimmen der Waldbögel. Dann tritt wieder die große Stille ein, in der nur das zarte Waldwehen und das leise Atmen der zwei Rauer hörbar ist. Wie lange wir so gelegen haben, darüber war ich mir nicht klar.

Allmählich sanken die Schleier der Dämmerung über die Bäume und als ich gerade daran dachte, daß diese stille, magische Raufestunde mit einem gediegenen Schnupfen, den ich mir auf dem seltsamen Waldboden sicher holen würde, nicht zu teuer bezahlt wäre, schreckte mich plötzlich ein gemaltiges Rauschen, das von einem Brechen von jungen Zweigen begleitet war, auf. Dann verspürte ich den zweiten Rippenstoß und als ich aufschaute, konnte ich gerade noch sehen, wie mit weit ausgeschpannten Flügeln ein gewaltiger Vogel gerade auf die Tanne flog, deren Stamm kaum zwei Schritte von uns entfernt war. Dann war es wieder still wie vorher. Aber die Ankunft, oder wie der Jäger sagt, der „Einstand“ des Vogels, das plötzliche Rauschen und Plätschern, hatte eine solche Wirkung auf meine plötzlich aufgeschreckten Nerven, daß es mir die größte Mühe kostete, die Luft nun den Vogel zu sehen, zu unterdrücken. Ich konnte nur sehen, wie durch die Baumstämme das Abendrot leuchtete. Es vergingen kaum einige Minuten, da wurde die Stille wieder unterbrochen durch ein eigenartliches Geräusch. Das mußte der Auerhahn sein, wenigstens der Beschreibung nach. Es war ein helles metallisches Schmalzen. So ähnlich etwa muß es klingen, wie wenn man in ein fibernes Becken geschmolzene Bleitropfen fallen läßt. Manche Jäger behaupten, es klinge etwa wie tod-tod-tod, aber das gibt diesen merkwürdigen Laut nur grob wieder. Eine kurze Pause und dann wurde ein Zischen und Rauchen vernehmbar, wie man es ähnlich bei Wäuen oder auch Raben hören kann, wenn sie gerächt werden. Es klang etwa wie ein lang angehaltenes „h“. Und nun kamen auf einmal in immer rascherer Aufeinanderfolge schmalzende Lodalante, und zugleich hörte man an dem Geräusch im Baum, daß der Vogel in der Aufregung mit den Flügeln schlug. Als das Loden wie eine Verlehnreife übernehm Töne herab vom Baume erklang, ließ mich mein Begleiter plötzlich am Arm und rannte einige Schritte vom Baum weg, um

plötzlich wieder wie tot hinter einem anderen Busch niederzufallen. Ich machte instintiv dasselbe. Es war offenbar wahr, was mir der Jagdmensch vorher gesagt hatte, daß nämlich der Auerhahn in der höchsten Ekstase des Lodes die Augen schließt und in diesen wenigen Momenten weiter sehr noch höre. Diese kurze Zeit benützt der Jäger, um den Hahn „anzuspringen“. Wenn er dabei sich nicht sehr beschränkt und nur einen Schritt zuviel macht, dann streicht der Vogel auf Nimmerwiedersehen ab. Denn nach der höchsten Liebestrauer ist er wieder so scharf, wie vorher und bemerkt auch das geringste Geräusch. Wir mußten aber den Vogel nicht an-, sondern abbringen, d. h. eine solche Entfernung von dem Baum suchen, daß wir ihn auch zu Gesicht bekamen. Beim zweitenmale, als der Hahn sich in der höchsten Aufregung befand, und wir einige Schritte zurückzuzurück, stolperte ich über eine Baumwurzel, wobei meine Nase in eine allzu intime Berührung mit einem Stück Holz kam. Nach dem drittenmale hatten wir so viel Abstand von der Tanne, daß wir hinter zwei dicken Bäumen vor den Hahn auf einem starken Zweige sehen konnten. Seine Silhouette hob sich von dem nur noch schwach geröteten Abendhimmel scharf ab und er bot ein stolzes Bild natürlicher Liebestrauer. Den Hals hielt er weit vorgestreckt, die schweren Flügel hingen herab und zitterten, den Schwanz hielt er in Radform geschlagen steil aufrecht und seine starken Flügel machten eine leicht tanzende Bewegung. Der Anblick war so schön, daß ich alle Ermahnungen vergaß, und um einen sicheren Stand zu gewinnen, einen Fuß leicht bewegte. Dabei kam ich an einen morschen Ast, der frachte und im nächsten Augenblick strich er mit lautem Flügelschlag, fast wie ein Adler so groß, rauschend ab. Den Blick, den mir darauf mein Begleiter zuwarf, werde ich nie vergessen.

Mein Begleiter hätte noch gar zu gern gesehen, wie Hennen gekommen wären, aber ich war der Ansicht, daß man alle Lebeweisen in der Intimität ihres höchsten Liebesglüdes allein lassen sollte, und machte so aus der Not eine Tugend.

Aber das habe ich begriffen, was einmal Goethe an seine Frau Stein schrieb, daß es ihm unmöglich gewesen sei, auf der Auerhahnjagd einen balzenden Hahn, den die Liebe blind gemacht hatte, gerade vor der Erreichung seiner Wünsche zu schießen.

Allerlei Wahrheiten.

die der österreichische Staatsmann und Rechtslehrer Jos. Unger jüngst in einem Buche veröffentlicht hat:

Wohl deshalb sind manche Menschen so schweigsam, weil sie keine Gedanken zu verbergen haben.

Moderne Lebensregel: Ärgere dich nicht, ärgere die anderen; schone dich, schone nicht die anderen.

Die Franzosen besitzen die Gabe, Schmerzlich-leichtes leichtsinnig darzustellen — die Deutschen haben das Geschick, Leichtsinniges schwerföndlich zu machen.

Die Deutschen verfertigen dicke schwere Bücher in unhandlichem Format und nennen sie „Handbücher“.

Arbeit ist Opium für moralische Schmerzen und beschwichtigt die Unruhe der Seele. Wenn jemand, der von einem schweren Schicksalschlage getroffen wurde, wieder anfangt zu arbeiten, ist er halb geteilt.

Eine späte Abendgesellschaft ist ein verlorener nächster Tag.

Ich bin im Jahre 1828 geboren, das Licht der Welt habe ich aber erst im Jahre 1848 erblickt.

Auf geistigem Boden muß man die Dreifelderwirtschaft betreiben.

Zu den interessantesten Lektüren gehören Biographien, insbesondere Selbstbiographien. Es gewährt ein fesselndes Schauspiel zu sehen, wie Menschen von den verschiedensten Charakteren und mit den verschiedensten Schicksalen es angefangen haben, mit dem Leben fertig zu werden.

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

Th. Ueber Keimverderbnis (Plastophthorie) sind in neuerer Zeit interessante Versuche angestellt worden, welche beweisen, daß ebenso wie eine Keimverderbnis, d. h. eine Verkleinerung der Spermatozoen durch die Giftwirkung von narfotischen Mitteln, wenn sie im Uebermaß genommen werden, eintritt und sich bei der Nachkommenschaft fühlbar macht, auf der andern Seite die keimverderbenden Einwirkungen bei unter normalen Verhältnissen lebenden Nachkommen wieder langsam verschwinden können; daß es also nicht nur eine Degeneration, sondern auch eine Regeneration gibt. Nach einigen Generationen wird unter normalen Verhältnissen die Qualität der Keimzellen wieder hergestellt. So verhält es sich bei dem Menschen, dessen angeborene Abnormitäten durch einen gesunden Lebenswandel, allerdings erst in seinen Nachkommen, wieder corrigiert werden können. Bei Tieren herrlichen durchaus die gleichen Erscheinungen. Experimente mit alkoholisierten Tieren haben das dargetan. Auf diesem